

Die Geniza der Synagoge Weisenau – Verborgenes jüdisches Erinnerungsgut wiederentdeckt

von Andreas Lehnardt

(mit einem Beitrag zu einigen Funden von Elisabeth Singer)

Die Weisenauer Synagoge wurde in den Jahren 1737–38 erbaut. Die erste Erwähnung von Juden in Weisenau geht in das 15. Jahrhundert zurück. In Folge der Ausweisungen aus Mainz wuchs die vor den Toren der Stadt gelegene Dorfgemeinde nach und nach an. 1630 wohnten acht Familien in dem zu dieser Zeit isenburgischer bzw. schönburgischer Ortsherrschaft unterstehenden Weisenau. Im 18. Jahrhundert stieg die Zahl auf ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Entsprechend den beiden Ortsherrschaften gab es einige Zeit lang sogar zwei jüdische Gemeinden, eine unmittelbar der kurfürstlichen Herrschaft unterstehende und eine zum Immunitätsbereich des Stiftes von St. Viktor gehörige. In den Kriegen nach 1793 kam es zu einem Gemeindeschwund: Viele Juden ließen sich nach der bürgerlichen Gleichstellung in der Stadt Mainz nieder, zumal sie während der Kriege mehr Schutz zu bieten schien. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts sank die Zahl der Weisenauer jüdischen Familien stetig, bevor sie um 1855 noch einmal leicht zunahm. Doch schon um 1925 lebten nur noch sehr wenige Juden in dem ab 1930 verwaltungstechnisch ganz Mainz zugeordneten Vorort.

Die kurfürstlichen Juden hatten 1735 die Errichtung einer eigenen Synagoge beantragt, was jedoch scheiterte. Dafür konnten die zur Immunität von St. Viktor gehörigen Juden im Jahre 1736 mittels eines Darlehens vom Mainzer Domherrn Anselm Franz von Ingelheim ein rückwärtig gelegenes Grundstück in Weisenau erwerben, auf dem sie eine Synagoge errichteten. Als die Immunität des St. Viktorstiftes 1784 an den Kurstaat fiel, gab es nur noch eine jüdische Gemeinde. Während der Belagerung von Mainz durch die Franzosen 1793 wurde die Synagoge wie viele andere Gebäude in Weisenau beschädigt. Erst 1818 konnten diese Kriegsschäden behoben und die Synagoge ein zweites Mal geweiht werden. Aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der stark verkleinerten Gemeinde musste das Gebäude schließlich 1939 an einen Holzhändler verkauft werden. Zuvor war es in der Pogromnacht des Novembers 1938 zwar nicht angezündet, aber doch verwüstet und geplündert worden.

Wiederentdeckt wurde die lange Jahre als Lager- und Abstellraum genutzte Synagoge im Zusammenhang mit der großen Ausstellung „Juden in Mainz“, die 1978 im Mainzer Rathaus stattfand. Verhältnismäßig spät begann man das architektonische Kleinod zu retten. Erste Schritte wurden 1983 eingeleitet. Bereits damals wurde auch der Dachstuhl untersucht. Dort fanden sich die Reste jener Geniza, die der eigentliche Gegenstand dieses Beitrages sein soll, handelt es sich doch hier um einen verborgenen und bislang nahezu unerforschten Ort der Erinnerung.

Was ist eine Geniza? Von alters her ist es bei traditionsbewussten Juden Brauch, nicht mehr verwendete religiöse Schriften und Gegenstände, die den heiligen Namen Gottes, das Tetragramm, ein Substitut dieses Namens oder einen der vielen weiteren Namen Gottes tragen, nicht einfach wegzuworfen, sondern sie innerhalb oder bei einer Synagoge in einem besonderen Raum zu deponieren. Im Grunde beruht dieser Brauch auf einer wörtlichen Auslegung des 3. Gebotes, in dem es heißt: Du sollst den Namen deines Herrn nicht „missbrauchen“ (Luther) oder „verheben“. Solch ein Raum wird Geniza (Plural: Genizot) genannt, was von dem hebräischen Wort G-N-Z für ablegen, verbergen, vergraben, abgeleitet wird. Genizot können wie in Weisenau unter Dachstühlen zu finden sein oder in regelrechten Abstellkammern. Vorschriften hinsichtlich Größe und Form gibt es nicht. In einigen Gemeinden wurden daher auch Gräber oder Mausoleen als Geniza genutzt. Es handelt sich dabei nicht um Erinnerungsräume, die man etwa um der Pflege des kollektiven Gedächtnisses willen anlegte, sondern um schlichte Stauräume, die sicherstellen sollten, dass die hinterlegten Residuen nicht in falsche Hände gelangten.

In Landsynagogen, zu denen im weitesten Sinne auch die Weisenauer Synagoge zu zählen ist, wurden meist Dachböden für diese Ablage von heiligen Gegenständen verwendet. Die Scheu vor dem achtlosen Beseitigen heiliger Texte trug dazu bei, schließlich alle Arten von handgeschriebenen und gedruckten Texten in die Bestimmungen für die Geniza mit einzu beziehen. Alles, was im weitesten Sinne mit der Religionsausübung in Zusammenhang stand, wurde in die Geniza gebracht, darunter sogar profane Literatur, private Korrespondenzen, Kaufverträge und vieles mehr.

Der Brauch war wahrscheinlich bereits im antiken Judentum üblich, wurde im Mittelalter, vor allem nach Einführung von Kodizes, in weiten Kreisen akzeptiert und hat sich im deutschen Landjudentum bis in das 19. Jahrhundert, gelegentlich sogar noch bis in die Zeit der Sho'a gehalten. Die berühmteste Geniza, die bislang entdeckt wurde, ist die Geniza in der Ben Ezra-Synagoge in Alt-Kairo (Fustat), Ägypten. Dort fanden sich bis Ende des 19. Jahrhunderts hunderttausende Schriftreste, die bis heute nicht vollständig erschlossen sind und die judaistische Forschung noch

immer beschäftigen. Bereits an der einzigartigen Geschichte dieser Geniza lässt sich belegen, dass Genizot trotz ihrer eigentlichen Funktion als Buch-Grablegen immer auch die heimliche Funktion als Residuen des kollektiven Gedächtnisses übernommen haben.

Dabei muss man sich klarmachen, dass diese Räume eigentlich aus der Not geboren waren: Vor allem die große Masse an mit dem heiligen Namen beschrifteten Texten stellt fromme Juden bis heute vor das Problem, wie mit solchen Papieren zu verfahren ist. Mit der Einführung des Buchdruckes, den Juden rasch übernommen hatten, vergrößerte sich das Problem. Und noch heute wird dieser Brauch, heilige Schriften nicht einfach zu entsorgen, sondern in speziell dafür aufgestellten Behältern zu sammeln und dann in ein größeres Lager zu bringen, beachtet. Der Wunsch, das Heilige vom Profanen zu trennen, die Vorstellung einer mit dem Buch fast physisch greifbar verbundenen Heiligkeit ist über die Jahrhunderte hinweg von bleibender identitätsstiftender Bedeutung geblieben. Warum insbesondere im aschkenasischen Judentum darauf so großer Wert gelegt wurde, lässt sich vielleicht anhand einer Passage aus dem ‚Sefer Chassidim‘, dem aus mehreren Teilen bestehenden Buch der Frommen, belegen, welches traditionell Rabbi Yehuda he-Chassid aus Regensburg (gestorben 1217) zugeschrieben wird. Schon dort heißt es nämlich:

„Finden sich in einem Buch zu viele Fehler (aufgrund von Beschädigung), so sage man nicht zu sich selbst: dieses Buch sollte verbrannt werden, sondern man sage: Dieses Buch gehört in eine Geniza“ (Wistinctzki, S. 179).

An zahlreichen Orten, vornehmlich in Süddeutschland, aber auch im Elsass und in Böhmen, sind im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte auf Dachböden ehemaliger Synagogengebäude Geniza-Funde gemacht worden. Entsprechend ihrer Entstehungsgeschichte überdauerten die meisten erhalten gebliebenen Gegenstände nur in einem äußerst fragmentarischen Zustand. Die Funde sind in aller Regel schon abgenützt in solche Geniza-Räume abgelegt worden, wurden dann außerdem durch Zerfall, Würmer oder Mäuse weiter beschädigt. Die Vielfalt der Geniza-Funde zeugt davon, in welchem Maß die traditionelle jüdische Lebensweise eine Gemeinde prägte. Insbesondere das Landjudentum, in dem sich altüberkommene Bräuche aus der Zeit des Mittelalters erhalten haben, spiegelt sich in diesen Funden wider. Besonders wichtig sind etwa die jiddischen Drucke, von denen sich zahlreiche bedeutende Reste auch in der Weisenaer Geniza erhalten haben.

Bemerkenswert, ja fast kurios ist der Umstand, dass sich in vielen Genizot Kleinkinderschuhe gefunden haben – ein Befund, der zunächst verwundert, rechnet man doch mit heiligen Büchern, nicht aber mit ab-

gelaufenen, teilweise zerschlossenen Schuhen. Die Erklärung für diese Fundstücke stellt die Forschung vor einige Probleme. Eine diskutierte Erklärung ist, dass so genannte Erstlingsschuhe oder Schuhe von Kranken, über die aus verschiedenen Anlässen Segenssprüche rezitiert worden waren, in einer Geniza hinterlegt wurden.

Dabei waren natürlich heilige Schriften zunächst einmal viel wichtiger, und tatsächlich bilden die Funde von Tora-Rollen, Gebetbüchern (Siddurim und Machsorim) oder Gebetsriemen und Türpfostenkapseln (Tefillin und Mezuzot) einen Großteil der Stücke, die sich in vergleichbaren Genizot von Landsynagogen oder Synagogen in kleineren und mittelgroßen Städten in Deutschland gefunden haben. Die zahllosen Reste hebräischer, jiddischer und deutscher, meist in hebräischen Lettern gedruckter Texte verweisen dabei auch auf die tiefe Verankerung der Schriftlichkeit im jüdischen Leben hin. Vor dem Hintergrund einer bis in das 19. Jahrhundert weitgehend des Lesens und Schreibens unkundigen christlichen Bevölkerung müssen Juden auch deswegen stets eine Minderheit gebildet haben – insbesondere in einem Ort wie Weisenau, in dem die meisten Einwohner vom Handel, Ackerbau oder Fischfang lebten.

Die in Weisenau gefundene Geniza verweist aber nicht nur auf die Bildung der hier lebenden Juden, sondern lässt vermuten, dass es in Mainz früher wohl mehrere solcher Geniza-Räume gegeben hat. Von den älteren Mainzer Synagogen und ihren Genizot haben sich freilich nur sehr wenige Spuren erhalten, und ihr Umfang und Bestand bleiben uns wohl für immer verborgen. Schon in der 1672 errichteten Synagoge in der Judengasse, die 1717 renoviert wurde, scheint es eine solche Geniza gegeben zu haben. Im Zuge der Bauarbeiten ist diese wohl leergeräumt worden. Eine seltene Handschrift mit Raschi-Kommentar zum Buche Ezechiel aus diesem Bestand ist dann später in den Fundus des Kaufhausbesitzers und Büchersammlers Salman Schocken in Berlin gelangt. Von dort wurde die Handschrift mit den übrigen Büchern Schockens nach Jerusalem in die von ihm errichtete Bibliothek gebracht. Erst vor wenigen Jahren ist die Handschrift von dieser Institution bzw. den Nachfahren Schockens an private Sammler verkauft worden. Der weitere Verbleib ist unbekannt.

Von einer weiteren Mainzer Geniza hörte ich erst vor Kurzem von Zwi Cahn, einem ehemaligen Mainzer, der heute in Kefar Pines lebt, und noch als kleiner Junge in die Synagoge der israelitischen Religionsgesellschaft ging, also in jene orthodoxe Gemeinde, die von 1856 an in einer neu errichteten Synagoge an der Flachmarktstraße, Ecke Margarethengasse untergebracht war. Diese Gemeinde hatte sich unter anderem wegen des Streites um das Orgelspiel am Shabbat von der Hauptgemeinde losgelöst, war allerdings organisatorisch immer unter dem Dach der Hauptgemeinde

verblieben. Auch in dieser Synagoge, die während des Krieges durch Bomben völlig zerstört worden ist, gab es laut Cahn eine kleine Geniza. Sie befand sich jedoch nicht etwa unter dem Dach des von Eduard Kreißig in grandiosem orientalischen oder maurischen Stil errichteten Baus, sondern unmittelbar unter der Lade, in der die Tora-Rollen untergebracht waren, d. h. im Betraum selbst.

Ob dies ähnlich auch in der einem liberalen Ritus folgenden Hauptsynagoge gehandhabt wurde, ist nicht bekannt. Denkbar ist, dass dort überhaupt nicht mehr so streng auf diesen Brauch geachtet wurde, d. h. verbrauchte Bücher sogleich entsorgt wurden. Vielleicht wurden solche Exemplare dort aber auch direkt in die von Rabbiner Siegmund Salfeld gegründete Gemeindebibliothek aufgenommen, eine historische Sammlung, von der sich bedeutende Reste noch heute an der Johannes Gutenberg-Universität befinden. In diesem einzigartigen Bestand, der ein beeindruckender Erinnerungsort ist, haben sich ebenfalls zahlreiche jüdische Dokumente und Schriftstücke erhalten, die andernorts vielleicht in einer Geniza gelandet wären. Entdeckt wurde unlängst etwa eine Ketubba (Ehevertrag) aus Mainz aus dem Jahre 1773, die – aus welchen persönlichen Gründen auch immer – in einem mittlerweile restaurierten Bucheinband verklebt war. Letztlich weist auch dieser aus der liberalen Hauptgemeinde, also aus einer Gemeinde, in der es wohl keine Geniza mehr gab, stammende Bücherschatz auf diesen bemerkenswerten Brauch des Judentums hin.

Wie wir aus den nun zum ersten Mal systematisch erschlossenen Funden aus der Weisnauer Geniza erschen können, wurde auf diese Weise eher zufällig die Erinnerung an eine Epoche und eine Kultur bewahrt, die ansonsten vielleicht völlig in Vergessenheit geraten wäre. Bis vor einigen Monaten lagen die schon in den achtziger Jahren gemachten, stark verschmutzten Funde aus Weisnau unsortiert im Stadtarchiv. Erst nach und nach gelingt es nun, die erheblich beschädigten Texte zuzuordnen und somit die Geschichte der Weisnauer Synagoge anhand der in ihr selbst überlieferten Dokumente neu zu beleuchten.

Die Untersuchung der Weisnauer Geniza ergab bislang, dass die erhaltenen hebräischen und jiddischen Druckfragmente aus der Zeit von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts stammen. Im Gegensatz zu vielen anderen Genizot, deren Hauptbestand sich auf Funde aus dem gesamten 18. Jahrhundert erstreckt, liegt in Weisnau ein deutlicher Schwerpunkt auf dem letzten Drittel des 18. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dieser Sachverhalt ist wohl auf die Zerstörung des Synagogendaches bei der Belagerung von Mainz im Jahr 1793

zurückzuführen, bei der vermutlich auch die bis dahin angesammelte Geniza einen nicht unerheblichen Schaden genommen hat.

Den größten Teil des Bestandes macht mit über 600 Fundstücken die Gebetsliteratur aus: Neben Alltagsgebetbüchern in den verschiedensten Editionen fanden sich einige Festtagsgebetbücher, aus denen ganz besonders ein um 1800 in Offenbach gedrucktes, reich illustriertes Büchlein für die Tage des Pessach-Festes, eine sogenannte Pessach-Haggada, heraussticht. Des Weiteren sind mehrere Ausgaben von Techinot oder jiddisch „Techines“ zu verzeichnen, jüdisch-deutschen Gebeten, die meist nur wenige hebräische Sätze enthalten. Diese Bitten an den „Herrn des Universums“ sind Gebete für jede erdenkliche Gelegenheit, die häufig auch speziell für Frauen, manchmal sogar von Frauen verfasst wurden und uns so heute ein Bild von den Sorgen und den Nöten der Frauen jener Zeit liefern. Ein anderes eindruckliches historisches Dokument ist ein Blatt aus einem Alltagsgebetbuch mit einem Gebet für Napolcon, unter dessen Regierung Mainz und somit auch Weisenau bis 1814 stand (Abb. 1).

Kalender, davon 35 Taschenkalenderfragmente aus den Jahren von 1798 bis 1852 und vier Wandkalender aus der Zeit von 1811 bis 1841, bilden die nächststärkste Gruppe. Im Judentum existiert eine eigene Zeitrechnung, die 3761 Jahre vor der christlichen Zählung beginnt und einem Lunisolarkalender folgt. Da sich die im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts integrierten Juden im Alltag nach dem gregorianischen Kalender richten mussten, ihr religiöses Leben jedoch der jüdischen Zeitrechnung folgte, waren bei ihnen gedruckte Kalender in Gebrauch, die beide Zeitrechnungen nebeneinander darstellten. Diese Druckwerke sind so angelegt, dass man jeweils auf einen Blick jüdisches und gregorianisches Datum vor sich hat und ihnen sowohl die jüdischen als auch die wichtigsten christlichen Feiertage entnehmen kann. Des Weiteren enthalten diese Kalender in der Regel die Termine wichtiger Märkte und Messen, die Geburtstage bedeutender lebender Herrscher, astronomische Hinweise, wie Mondphasen und Beginn der Jahreszeiten, und nicht selten auch Wetterprognosen. Mitunter werden monatliche kurze Abrisse zur jüdischen Geschichte sowie populärmedizinische Ratschläge wie Rezepte für einfache Heilmittel oder Aderlasstafeln abgedruckt. Durch die Kalenderfunde ist der Zeitraum, in dem die Geniza belegt wurde, annähernd eingegrenzt.

Mit etwas über 30 Fragmenten sind Bibeln, Bibelübersetzungen und -kommentare die dritthäufigste Gattung in der Weisnauer Geniza. Eine kleine Besonderheit, da in dieser Ausgabe sonst noch in keiner der süddeutschen Genizot gefunden, ist hier mit einem Fragment von Moses

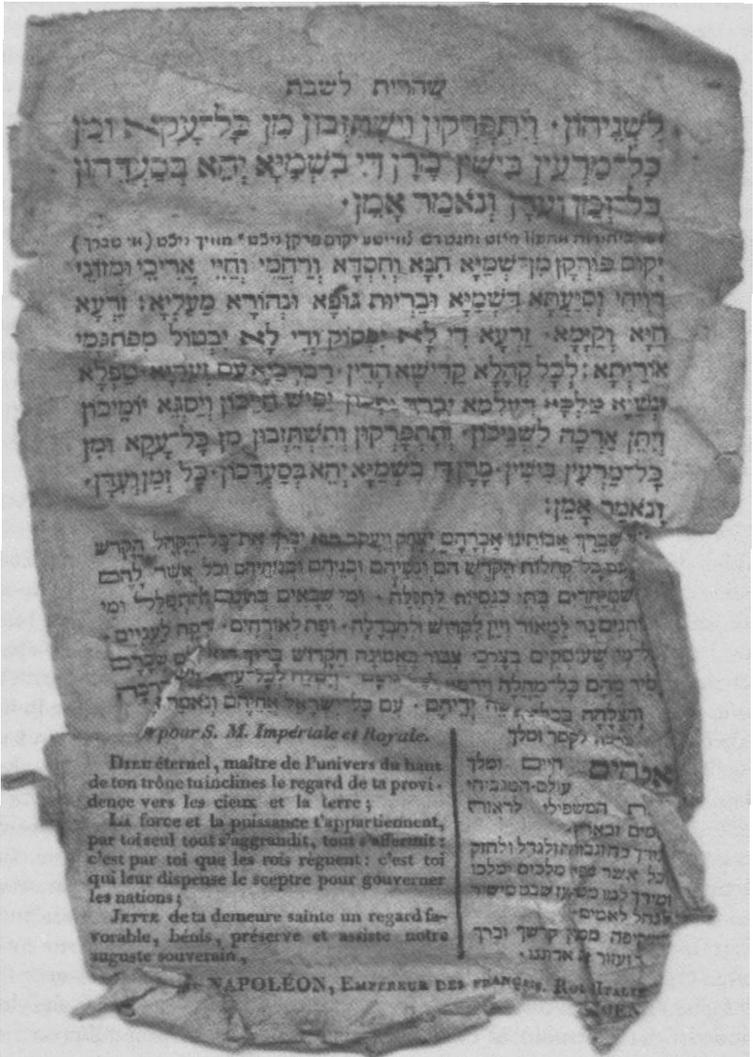


Abb. 1 Napoleon-Gebet.

Mendelssohns ‚Targum ashkenazi ‘al Chamisha Chumshe Tora‘ zu verzeichnen. Der 1729 in Dessau geborene Mendelssohn erreichte schon früh sehr gute Tora- und Talmudkenntnisse und folgte schließlich als Vierzehnjähriger seinem Lehrer Rabbi David Fränkel nach Berlin. Dort vertiefte Moses nicht nur sein Talmudstudium, sondern erwarb sich im Selbststudium auch vielfältiges weltliches Wissen. Dazu gehörte unter anderem das Hochdeutsche, denn seine Muttersprache war, wie die aller Juden Mitteleuropas seiner Zeit, nicht Deutsch, sondern das Westjiddische. Bald entdeckte er seine Begeisterung für die Philosophie und kam schließlich über Kontakte mit Gotthold Ephraim Lessing und Friedrich Nicolai in den Kreis der Berliner Aufklärer. Ganz im Geist der Aufklärung setzte sich Mendelssohn für eine Trennung von Staat und Religion und damit für eine Integration der jüdischen Bürger in die Gesellschaft ein. Ein unabdingbarer Schritt hierfür war das Vertrautwerden der Juden mit der deutschen Sprache, und mit dieser Intention übersetzte Mendelssohn die Tora ins Deutsche, geschrieben mit hebräischen Buchstaben, um den nur über jüdische Bildung verfügenden Lesern den Zugang zu erleichtern. Das in der Weisener Geniza gefundene Fragment einer 1792/93 in Karlsruhe gedruckten Ausgabe enthält nicht wie die Urfassung von 1780–83 zu der deutschen Übersetzung den hebräischen Originaltext und einen Kommentar, sondern beschränkt sich auf die Übersetzung.

Neben den drei sehr stark vertretenen Genres findet sich eine größere Anzahl von Fragmenten nur noch aus dem talmudischen und dem sich mit den rechtlichen Aspekten des Judentums befassenden halachischen Bereich sowie aus der die ethisch-erbaulichen Werke umfassenden Musar-Literatur. Bei den letzten beiden Gruppen sind die Fundstücke aber nur wenigen jeweils in mehreren Ausgaben vorhandenen Titeln zuzuordnen, wie etwa Isaak Aboavs ‚Menorat ha-Ma’or‘, das in drei verschiedenen Ausgaben vorliegt.

Die Übersetzung dieser bereits im 14. Jahrhundert in Spanien entstandenen Zusammenfassung moralischer und religiöser Grundlagen aus Bibel und Talmud ins Jiddische und damit die Zugänglichmachung für weniger gebildete Leser löste noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts heftige Kontroversen unter Gelehrten aus, da man sie als zu heilig hierfür ansah. Das mehrfache Vorhandensein von Werken dieser Art ist ein deutlicher Beleg für die Religiosität der Weisener Gemeinde.

Doch man strebte in Weisenaue nicht nur nach religiösem Wissen, sondern auch nach weltlicher Bildung, wie etwa an Fragmenten des ‚Semach Dovid‘ zu erkennen ist. Dieses nüchtern gehaltene historische Werk enthält neben einem kürzeren ersten Teil zur jüdischen Geschichte einen umfangreicheren zweiten Teil zur allgemeinen Geschichte. Sein Autor, der



Abb. 2 Kindbettzettel.

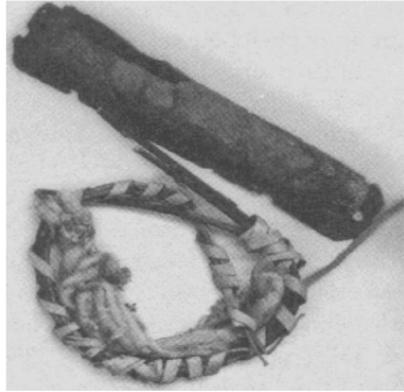


Abb. 3 Mezuzot und Lulav Fragmente.

1541 in Lippstadt geborene David Gans, lernte bei verschiedenen bedeutenden Rabbinen und wandte sich schließlich besonders der Mathematik und der Astronomie zu. In Prag, wohin er um 1560 übersiedelt war, kam er in Kontakt mit Johannes Kepler und Tycho Brahe und arbeitete mit ihnen zusammen. Während seine naturwissenschaftlichen Bücher wenig Bekanntheit erlangten, erreichte sein ‚Semach Dovid‘ hingegen eine gewisse Berühmtheit und wurde aus dem Hebräischen nicht nur ins Jiddische, sondern auszugsweise auch ins Lateinische übersetzt.

Davon, dass in der Weisnauer Gemeinde neben Lehre und Wissenschaft auch noch Platz für Mystik war, zeugen zwei gedruckte Kindbettzettel. Da das medizinische Wissen der Menschen lange Zeit nicht ausreichte, um die wahren Ursachen für hohe Säuglingssterblichkeit und den Tod der Frauen im Wochenbett zu erkennen, sah das Volk darin eine Strafe Gottes oder das Werk böser Geister. Im jüdischen Volksglauben gab man der Dämonin Lilit, der mythischen ersten Frau Adams, die Schuld für diese zahlreichen Todesfälle. Zum Schutz der Neugeborenen und der Wöchnerinnen vor Lilit wurden Amulette angefertigt und über das Bett der Wöchnerin gehängt. Sie erfreuten sich solcher Beliebtheit, dass es sie nicht nur in handschriftlicher Form gab, sondern dass sie sogar als Drucke produziert wurden (Abb. 2).

Die Drucke aus der Weisnauer Geniza umfassen auch noch einzelne Beispiele aus weiteren Bereichen der jüdischen Literatur, sowohl in Hebräisch als auch in Jiddisch. Im Gegensatz zu anderen Genizot ist nur ein einziges größeres Fragment in deutscher Sprache, zwei Blätter aus einem Lesebuch,

vorhanden. Handschriftliche Dokumente fehlen bis auf kleine Eintragungen in Bucheinbänden weitgehend.

Ritualia sind mit einigen wenigen fragmentierten Gebetsriemen, einer vollständigen Mezuzah und einem hüllenlosen Mezuzahpergament vertreten – Mezuzot (Pl. von Mezuzah) sind längliche Kapseln, die in frommen Haushalten an fast jedem Türpfosten befestigt werden und ein Pergament mit bestimmten Bibelversen enthalten. Des Weiteren fanden sich in der Geniza einige Fragmente von Feststräußen für Sukkot, das herbstliche Laubhüttenfest, bei dem zum einen durch das Wohnen in einer Laubhütte des Lebens der Israeliten in der Wüste nach dem Auszug aus Ägypten gedacht wird und zum anderen, entsprechend dem noch älteren Ursprung des Festes, für die Ernte gedankt wird. Der Feststrauß, genannt Lulav, besteht aus dem Etrog, einer bestimmten Zitrusfrucht, dem Zweig einer Dattelpalme sowie Myrten- und Bachweidenzweigen. Zusammengehalten wird dieser Strauß von jenen kleinen Ringen aus Weidenzweigen, die sich in Weisenua erhalten haben (Abb. 3).

Der Weisenuaer Genizafund bietet außerdem noch eine beeindruckende Auswahl an Textilien: Zahlreiche Fragmente von Beuteln für Gebetsriemen und von Tallit qatan (Arba'at kanfot), ritueller Unterbekleidung, bis hin zu großen Stücken von Vorhängen für den Toraschrein (Aron ha qodesh) und von Toramänteln konnten gesichert werden. Noch bemerkenswerter sind aber die teils recht gut erhaltenen Torawimpel. Für diese Bänder, mit denen die Tora umwickelt wird, verwendete man den Stoff von Beschneidungswindeln. Sie wurden mit Namen und Geburtsdatum der Jungen sowie mit Segenssprüchen bestickt oder bemalt und häufig mit vielfältigen Illustrationen verziert. Bei seinem ersten Synagogenbesuch übergab ein Junge das Band, die Mappa, schließlich an die Synagoge, wo sie



Abb. 4 Mappa.

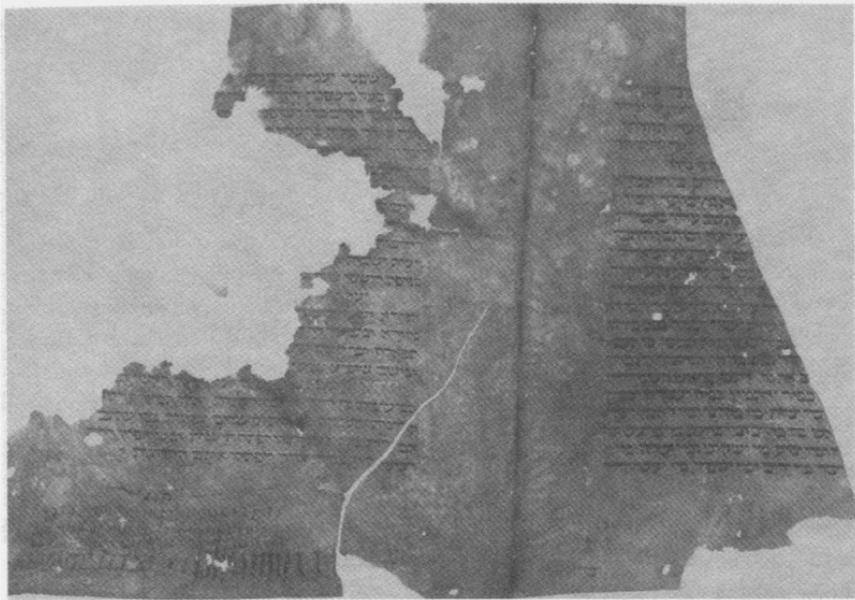


Abb. 5 Einbandfragment aus der Geniza Weisenu.

dann bei jedem seiner weiteren Lebensfeste Verwendung fand. Dank der auf den Wimpeln angegebenen Daten ist zu ersehen, dass die Weisenuer Geniza noch bis ins frühe 20. Jahrhundert bestückt wurde, auch wenn die jüngsten Drucke aus den 1850er Jahren stammen (Abb. 4).

Als bislang wertvollster Fund aus der Geniza erwies sich ein handbeschriebenes Pergamentblatt aus einem Gebetbuch für die Hohen Feiertage (Machsor), das einmal als Einband eines „Maintzisch Contribuzion Registers“ aus dem Jahre 1641 verwendet wurde. Erhalten ist der Silluq für das Morgengebet des Neujahrsfestes samt dem Anfang des berühmten Gebetes ‚U-netanne toqef‘, welches Rabbi Amnon aus Mainz zugeschrieben wird (Abb. 5).